

..... was eine Patrouille wirklich leisten muss

Die wesentliche militärische Fähigkeit des PRT ist die Durchführung von Patrouillen. Diese dienen der Informationsbeschaffung jeglicher Art.

Es können Informationen über Straßen, Brücken und Ufer sein, Informationen über den Gesundheitszustand wichtiger Einzelpersonen oder die Stimmung in der Bevölkerung, Details zu lokalen Würdenträgern oder Drogenbaronen sowie deren momentane Beziehungen zueinander. Da Patrouillen, wenn immer möglich, mit einem CIMIC-Trupp, der sich hauptsächlich um die zivil-militärische Zusammenarbeit kümmert, verstärkt werden, können zeitgleich Hilfsprojekte für die Bevölkerung identifiziert werden, um sie dann an eine zivile Hilfsorganisation für die Realisierung zu übergeben.

Jede Patrouille wird im Feldlager sorgsam mit allen nur erdenklichen Informationen über das zu erwartende Umfeld ausgestattet, um sie so bestmöglich auf den Auftrag vorzubereiten.

Da es in Badakhshan keine asphaltierten Straßen, dafür aber reichlich schlaglochreiche Feldwege gibt, ist der Bewegungsradius aller Patrouillen begrenzt. Fünfzehn Kilometer pro Stunde sind ein gutes Mittel!

Wir unterscheiden zwischen:

- der Ein-Stunden Patrouille, die sich nicht mehr als eine Stunde Fahrzeit vom Lager entfernen darf,
- der Tagespatrouille, die darüber hinaus immer einen beweglichen Arzttrupp mitführen und abends zurückkehren muss,
- und die so genannten „Long Term Patrols“, die ebenfalls einen Arzt dabei haben, zwei oder deutlich mehr Tage unterwegs sind und draußen übernachten.

Diese Patrouillen müssen auf ihren Fahrzeugen alles mitführen, was sie „zum Überleben“ brauchen. Neben der militärischen Ausrüstung und einem kleinen Ersatzteilverrat sind das hauptsächlich Trinkwasser, Verpflegung und Gastgeschenke für die Bevölkerung.

Allen im PRT vertretenen Nationen sind feste Distrikte zugeordnet, sodass die lokalen Autoritäten immer denselben Ansprechpartner auf unserer Seite haben. Kontinuität ist bei den Afghanen ganz wichtig.

Da sie grundsätzlich kein Vertrauen zu einem Ausländer aufbauen, allenfalls eine zeitlich begrenzte Interessengemeinschaft eingehen, sind feste Verantwortlichkeiten unabdingbar. Die Afghanen haben daher auch gar kein Verständnis dafür, dass wir alle vier Monate das Kontingent wechseln, und sie sich so wieder auf einen neuen Patrouillenführer einzustellen haben. Dafür nutzten sie diese Wechselzeit allerdings bisher sehr geschickt aus. War der alte Patrouillenführer gerade mal abgereist, musste sich der neue bei seiner ersten Patrouille überall erst mal anhören, welche Hilfsprojekte sein Vorgänger angeblich noch alle versprochen haben soll.

Um einen schlechten Einstand zu vermeiden, waren wir gezwungen, zumindest einen Wunsch dieser angeblichen Versprechungen zu erfüllen.

Das ging übrigens auch mir auf der Führungsebene des Gouverneurs nicht anders.

Die Kontingente sind deshalb dazu übergegangen, so genannte „hoto“-Patrouillen durchzuführen. Bei dieser „hand over-take over Patrouille“ stellt der alte Patrouillenführer seinen Nachfolger persönlich allen lokalen Würdenträgern seines Verantwortungsbereiches vor und weist ihn darüber hinaus dezidiert in den Sachstand der laufenden Hilfsprojekte ein. Erst wenn dies erfolgt ist, kann der alte Patrouillenführer in die Heimat fliegen.

Anfang März kündigte der neue deutsche Regionalkommandeur für Nordafghanistan an, als Frühjahrsoperation besonders illegale Grenzübertritte bekämpfen zu wollen. Eine Absicht, die mich aufgrund der Tatsache von über eintausend Grenzkilometern nach Tadschikistan und Pakistan wirklich nicht erfreuen konnte.

Illegaler Grenzübertritt heißt Waffen- und Drogenschmuggel, aber besonders Infiltration von Taliban, deren Sympathisanten oder anderen organisierten Kriminellen. Grenzgängertum in meinem Verantwortungsbereich ist aber nur im heißesten Sommer im Juli und August möglich, denn in der restlichen Zeit sind die Pässe durch zwei bis drei Meter Schnee unpassierbar. Die Pässe liegen in Höhen von

dreieinhalb- bis sechstausend Metern über normal Null und sind selbst in diesen Sommermonaten nur zu Fuß oder mit Esel zu passieren.
Kurz und gut: es galt eine militärische Operation in einem nicht ganz so einfachen Gelände zu planen und vorzubereiten.

Vom Dezember 2006 bis März 2007 hatte ich versucht, mit Ein- oder Zweitagestouren meinen insgesamt doch sehr großen Verantwortungsbereich an seinen wichtigsten, und für die Sicherheitslage empfindlichsten und neuralgischsten Punkten zu erkunden. Es ist mir nicht mit letzter Konsequenz gelungen, denn zu oft haben mich Termine in Feyzabad oder die Wahrnehmung von hochrangigen Besuchergruppen an das Feldlager gefesselt.

Für die nun geplante Operationsführung war jedoch eine detaillierte Erkundung erforderlich.

Deshalb entschloss ich mich, vom 08.-12. April eine fünftägige Erkundungspatrouille in das Einsatzgebiet durchzuführen.

Und hier erfuhr ich hautnah, was meine Frauen und Männer tagtäglich auf ihren Long Term Patrouillen so leisten und ertragen mussten.

Mein Erkundungsziel waren die südlichsten Distrikte meines Verantwortungsbereiches Eskeshem, Zibak und Wakhan. Für jeden Distrikt hatte ich einen Tag veranschlagt, dazu jeweils einen Hin- und Rückreisetag. Ich wollte vor Allem Gespräche mit den Distriktmanagern, den Polizeichefs und dem Kommandeur der Grenzpolizei führen. Ich gebe allerdings auch zu, dass ich auch ein wenig auf tolle Fotomotive in diesem abenteuerlichen Stückchen Erde hoffte.

Eine gründliche Vorbereitung, die genauso wie bei allen anderen Patrouillen ablief, war zunächst erforderlich. Denn schließlich entfernten wir uns über zweihundert Kilometer von Lager, was einer Fahrzeit von mindestens vierzehn Stunden entsprach.

Wir erhielten die militärische Befehlsausgabe unserer Operationszentrale und eine spezielle Einweisung in die vor Ort bestehende Sicherheitslage. Dabei merkte man den jüngeren Offizieren doch die „Bauchschmerzen“ an, ihrem Kommandeur „Befehle“ geben zu müssen.

Am Vorabend wurde das ganze Sondermaterial wie Feldliegen, Kochtöpfe, Trinkwasserkanister, Verpflegung, Werkzeug, Verbandmaterial, Ersatzteile, eine Felddusche und Geschenke für die

Bevölkerung verpackt und anschließend auf die unterschiedlichen Fahrzeuge verteilt. Danach wurden die Sonderbewaffnung, die Munition sowie die Nachtsichtgeräte überprüft. Schließlich wurden die Fahrzeuge aufgefahren und einige Male das Verhalten bei Beschuss drillmäßig im Lager geübt, um sicher zu gehen, dass in einer solchen Situation später auch jeder richtig reagiert und handelt und sich damit jeder auf den anderen verlassen kann.

Am 09. April um fünf Uhr war dann Abfahrt. Insgesamt gehörten siebzehn Personen zu meiner Kommandeurgruppe: neben meinem Adjutanten, meinem Übersetzer und acht Personenschützern sind ein Arzt, drei Rettungssanitäter, der Chef der Operationszentrale und ein weiterer Offizier dabei. Mit sechs zum Teil gepanzerten Wölfen machen wir uns auf den Weg zu unserem Tagesziel Eskeshem. Die Fahrt geht über Baharak, Warduj und Zibak quer durch Steinwüsten und bizarre Täler nach Süden. Unzählige Schlaglöcher, Querrillen, staubige Pisten und Temperaturen um dreißig Grad Celsius fordern Mensch und Material auf das Äußerste. In Zibak müssen wir über ein 3135 Meter hoch gelegenes Plateau. Hier haben unsere Funkgeräte plötzlich Schwierigkeiten, Verbindung zu bekommen. Auch die Mobiltelefone funktionieren nicht mehr, weil der nächste Sendemast zu weit weg ist. Die Kühlung der Autos hat auch schwer zu kämpfen und man selbst ist schon bei geringer Anstrengung etwas atemlos.

Die einzige Verbindung zu unserer Operationszentrale kommt in dieser Phase über unsere Iridium-Satellitentelefone zu Stande. Und das ist auch gut so. Jede Patrouille, die das Feldlager verlässt, hat sich alle zwei Stunden routinemäßig über Funk, Handy oder sonstige Verbindungswege zu melden. Das ist eine „standing procedure“. Tut sie das nicht, fragt die Operationszentrale (JOC) sofort ihrerseits nach. Ist nach weiteren dreißig Minuten immer noch keine Verbindung zustande gekommen, gilt die Patrouille als überfällig, und die Eingreifreserve wird unverzüglich zur Suche in Marsch gesetzt. Diese Vorsichtsmaßnahme ist vor dem Hintergrund andauernder Gefährdung durch Minen oder Sprengfallen zwingend erforderlich. Es lässt sich leicht vorstellen, wie viel „Freunde“ sich einmal ein Patrouillenführer im Februar machte, als er diese Routinemeldung zweimal hintereinander versäumte, die Reserve ausrückte und ihn anschließend

nach sechzig Kilometern und fünf Stunden Fahrzeit wohl behalten auf seinem Patrouillenweg antraf.

Nach zwölf Stunden Fahrt und einhundertsechundsechzig Kilometern erreichen wir unseren Zielort Eshkeshem. In einem so genannten „safe house“, ein leer stehendes Gebäude der Grenzpolizei ohne Strom, Wasser und Fensterscheiben werden wir übernachten. Das Abendessen, wohl schmeckende Kartoffeln mit Zwiebeln und ein Kotelett, wird in einer großen Schüssel auf dem Gaskocher zubereitet. Idealerweise ist einer unserer Kraftfahrer Hobbykoch, und einer der Rettungssanitäter weiblichen Geschlechts. So erhalten wir auch in der unendlichen Weite des Hindukusch ein wenig deutsches Hausfrauenfeeling.

Ein kurzer Gang zum Plumpsklo, der Aufbau der Feldliege und das Ausbreiten des Schlafsacks sind meine letzten Handlungen an diesem Tag. Geschafft von den Anstrengungen der letzten fünfzehn Stunden schlafe ich bereits um halb neun bei minus fünf Grad ein, die Pistole im Kopfteil und das Gewehr zwischen den Beinen im Schafsack verstaute. Besser gesagt, ich versuche zu schlafen. Doch zunächst hält uns das Stromerzeugungsaggregat des Nachbarhauses wach. Als nach einer Stunde Gott sei Dank das Benzin verbraucht ist, und das Aggregat stotternd seine Arbeit aufgibt, übernimmt mein Zimmernachbar den Geräuschpegel durch intensives Schnarchen. Gegen zwei Uhr kommt lautes und heftiges Hundegebell hinzu. Wie wir morgens von unserer eigenen Streife erfahren, war ein Wolfsrudel zwischen unserem und dem Nachbardorf unterwegs auf der Suche nach Futter, hatte sich unserem Dorf zu sehr genähert und die hier wild herum streuenden Hunde alarmiert.

Der nächste Tag beginnt um sechs Uhr mit einer bei minus zwei Grad im wahrsten Sinne des Wortes kalten Dusche. Wir räumen auf, packen ein und verstaue unsere sieben Sachen im Auto.

Bei all diesen Tätigkeiten werden wir von nah und fern von unterschiedlichsten Menschen und aus unterschiedlichen Motiven beobachtet.

Der örtliche Machthaber will wissen, wie die Patrouille zusammengesetzt ist, wie sie ausgerüstet und bewaffnet ist und welchen Auftrag sie hat.

Der Dorfälteste will die gute Gelegenheit der Anwesenheit einer solchen Patrouille dazu nutzen, um schnell noch die Eilbedürftigkeit eines Hilfsprojektes zu betonen.

Und der einfache Junge von der Straße erhofft sich vielleicht eine Flasche Trinkwasser oder gar einen Volleyball zum Spielen.

Wo immer eine Patrouille auftrat, stets war sie in Sekundenschnelle von unzähligen Afghanen umringt.

Um sieben Uhr gibt es Frühstück und um halb acht ist Abfahrt. Unsere heutige Tour führt uns in den Distrikt Wakhan. Nach dem Sonnenaufgang heizt sich die Luft auch schnell auf bis mittags angenehme fünfundzwanzig Grad auf. Und der Distrikt sollte mir an diesem Tag reichlich Fotomotive anbieten.

Der Wakhan-Zipfel war im 18. Jahrhundert als etwa zweihundertundachtzig Kilometer langes geografisches Bollwerk zwischen die verfeindeten Weltmächte Chinas und des britischen Königreiches gelegt worden. Eine sehr einsame und klimatisch sehr rauhe Gegend, die heute im Wesentlichen von Ismaeliten bewohnt wird.

Ismaeliten sind eine islamisch-schiitische Glaubensgemeinschaft. Ihre etwa achtzehn Millionen Gläubigen leben vorwiegend in Indien, Pakistan, Jemen, dem Oman und eben Afghanistan. Ihr weltlicher wie geistlicher Führer ist Prinz Karim Aga Khan IV., zugleich als der neunundvierzigste Imam in direkter Linie Nachkomme des Propheten Mohammeds und damit für alle Ismaeliten eine lebende Gottheit.

Das theologische System der Ismaeliten ist wesentlich offener als das der meisten anderen Muslime, und deshalb sind sie in Badakhshan nicht gut gelitten und werden manchmal auch mit ungerechtfertigten Übergriffen für ihre weltoffenere Art der Auslegung des Korans bestraft oder bei gesellschaftlichen Prozessen bewusst geschnitten.

Auch ich merke an diesem Tag, dass die Menschen hier deutlich freundlicher sind als in Feyzabad. Sie lächeln trotz ihrer bitteren Armut und haben Verständnis dafür, dass unsere Patrouille ihnen nicht jeden Wunsch erfüllen kann. Das ist eigentlich völlig unafghanisch.

Und eine Mutter, die unserem Arzt bei einem kurzen Halt ihr todkrankes Kind mit der Bitte um Behandlung in den Arm legt, akzeptiert klaglos, dass er nicht helfen kann, weil das Kind im Endstadium an Kinderlähmung in Verbindung mit einer verschleppten

Lungenentzündung erkrankt ist. Mehr als Placebo verabreicht unser Arzt ein Schmerz stillendes Mittel und spendet der Mutter Trost. Da wir medizinisch schon nicht helfen können, überreichen wir der Frau zwei Regencapes, denn die Regenzeit steht kurz bevor. Auf unserem Rückweg am nächsten Tag sehen wir die Mutter mit unserem Regencape bekleidet winkend am Straßenrand stehen. Das Kind war wenige Stunden nach unserer Weiterfahrt verstorben.

Wir alle hatten ein verdammt miserables Gefühl der Ohnmacht und Hilflosigkeit.

Wir fahren fast den ganzen Tag lang durch das circa drei Kilometer breite Wakhantal, das aber fast durchgängig selbst auf 2800 Meter Höhe liegt und im Süden durch den 4500 m hohen Hindukusch und der Grenze nach Pakistan und im Norden durch die ebenso hohen Berge Tadschikistans begrenzt wird. Dabei wechseln sich innerhalb weniger Kilometer der Bewuchs und die Vegetation ständig ab. Tundra, Taiga, Schiefergebirge und pechschwarze, zentimeterdicke Vulkanasche scheinen hier auf engstem Raum verträglich mit einander zu harmonisieren. So viele Symbiosen auf engstem Raum habe ich noch nie gesehen. Wir können nur staunen, und fast jede Kurve oder jedes neue Tal hält eine neue Überraschung und damit auch ein neues Fotomotiv bereit.

Wir fahren über Qari Deh und Urgand nach Pegish. Dabei stellen wir fest, dass die Masse der Grenzstationen, die wir eigentlich besuchen wollten, geschlossen sind. Der einzige Posten, den wir finden können, erklärt uns, dass wochenlang Lebensmittel- und Wasserlieferungen ausgeblieben sind, und die Stationen deshalb geschlossen werden mussten. Das System der Grenzsicherung und der Einsatz der afghanischen Grenzpolizei folgt also nicht sicherheitstechnischen Überlegungen sondern hängt ausschließlich von der Versorgung der Grenzpolizisten mit Grundnahrungsmitteln ab.

Unser Weg führt uns über Kandood bis nach Panjeh, einem fünfhundert-Seelen-Dorf, das im Koordinatensystem der UTM (universalen, transversale Merkatorprojektion) mit der Koordinate 43 S BA 864 979 angegeben ist.

Nie hat man dort einen deutschen Soldaten von ISAF je zuvor gesehen. Das bestätigen mir am Folgetag auch der Distriktmanager von Wakhan und der Kommandeur der Grenztruppen, der schließlich für den ganzen Wakhan-Zipfel bis zur chinesischen Grenze verantwortlich ist. Es steht

zu vermuten, dass – ausgenommen während der Boxeraufstände in China 1900/1901, in denen „in Rechtschaffenheit vereinigte Faustkämpfer“ gegen jeglichen ausländischen Einfluss und die Missionierung Chinas angingen, und dabei über 23.000 chinesische Christen töteten – noch nie ein deutscher Soldat so weit im Osten war. Diese Tatsache macht uns deshalb sehr, sehr stolz.

Wir fahren nach Kandood zurück und wollen in der dortigen Schule übernachten, in der tagsüber sechshundert Jungen und Mädchen erzogen werden. Ich führe ein kurzes Gespräch mit dem Schuldirektor, der natürlich sofort zustimmt und für uns insgesamt drei Klassenzimmer bereitstellt. Ich bedanke mich für seine Gastfreundschaft und übergebe ihm zwei Fußbälle für den „Sportunterricht“ der Schule. Im Gegenzug lädt er mich ein, am Unterricht der Schule teilzunehmen.

Wir betreten eine 30-köpfige Jungenklasse, die sich auf etwa zwanzig Quadratmeter zusammenkauert. Die Schüler sitzen alle auf einer Art Fußbank und vor ihnen steht eine abgewetzte Tafel, auf der ich arabische Schriftzeichen erkenne. Die Klasse ist schwer beeindruckt, als der Direktor ihnen erklärt, wer gerade das Klassenzimmer betreten hat. In dieser Abgeschiedenheit des Wakhan-Zipfels bin ich, der PRT-Kommandeur, eine Legende, die irgendwo seit Jahren in Feyzabad residiert und niemals zuvor hier gesichtet wurde. Sie wissen nur, dass dieser Kommandeur viele, viele Soldaten hat und mächtige Waffen, mit denen er für Sicherheit im Lande sorgt.

Beim zweiten Blick auf die Tafel erkenne ich das Wort „homework“. Es steht in krickeliger Schrift direkt unter den arabischen Schriftzeichen und gibt mir den Hinweis, dass in dieser vierten Klasse, in der, so schätze ich, sieben- bis zwölfjährige Jungen unterrichtet werden, Englisch ausgebildet wird. Ich frage den Lehrer und werde bestätigt.

„O.K, boys, let`s switch over to speak English“ posaune ich in die Klasse und ernte irritierte Blicke. Der Klassenlehrer fällt mir höflich ins Wort und bitte mich um Verständnis, dass die Schüler erst am Anfang ihrer Sprachausbildung stünden. Er klärt mich darüber auf, dass man erst vor drei Wochen damit begonnen habe und immer noch dabei sei, das Buchstabieren zu erlernen. Also buchstabieren wir gemeinsam das ABC, und die Schüler sind erstaunt, dass ich das kann.

Zum ersten Mal in ihrem Leben haben sie sich mit einem Fremden in einer fremden Sprache „unterhalten“ können. Sie sind begeistert und klatschen und gröhlen.

Der Direktor drängt mich in die nächste Klasse, denn er will mir auch eine Mädchenklasse zeigen.

Mit tiefem Respekt, schon vor dem Europäer, der ja einen kompletten Kopf größer ist als jeder Afghane, und natürlich aufgrund meiner auch hier stets präsenten Bodyguards, erwarten sie mich stehend. Ich habe den Eindruck, dass sie an der dünnen Ziegelwand heimlich gelauscht haben, und ganz genau wissen, dass nun das englische Alphabet geübt wird. Und der Klassenlehrer ist clever und zeigt sich vorbereitet. Er wartet gar nicht, bis ich anfangen, sondern lässt die Klassenbeste kurzer Hand aufstehen und perfekt auswendig gelernt das Alphabet herunterrasseln. Die Klasse ist stolz, aber eigentlich auch froh, dass nun der große Fremde zufrieden und beeindruckt ist. Und ihrem schelmischen Lächeln entnehme ich, dass sie fest davon überzeugt sind, von mir als die bessere Klasse bewertet zu werden, die die Jungsklasse deutlich abgehängt hat.

Dieser Schulklassenbesuch war für mich einer der einschneidendsten Momente meines gesamten Afghanistan-Aufenthalts. Selten oder nie war ich so nah und ungefiltert an den Menschen dran, und nie zuvor habe ich soviel Zuversicht in die Zukunft gesehen wie im Verhalten und den Augen dieser Kinder.

Wir haben unsere gesamten Geschenkereserven in dieser Schule gelassen. Neun Volleybälle, 200 Stück Kreide, 50 in Englisch gehaltene ISAF-Zeitungen, 200 Schreibblöcke, 500 Bleistifte und 6 Radios versetzten den Direktor in permanentes Glücksgefühl. Aber dieser bescheidene Beitrag war das Erlebte allemal wert.

Dieser sehr wertvolle Tag ging bereits um 19:00 Uhr nach einhundertzwanzig gefahrenen Kilometern in der Schule von Kandood auf 2780 Metern über Normal Null bei minus sieben Grad zu Ende. Zum Abendessen gab es Nudeln mit Speck und klein geschnittene Bockwürste.

Ich habe in dem Klassenzimmer geschlafen, in dem ich Stunden zuvor mit afghanischen Jungen das englische ABC buchstabiert hatte. Beim Einschlafen noch schaute ich immer wieder auf die Tafel, auf der „homework“ stand. Und ich bin mutig und ergänze „please spell freedom“.

Ich schlafe gut, stehe am nächsten Tag bei minus vier Grad auf und wasche mich, denn wir haben dem Schuldirektor versprochen, bis halb acht Uhr alle Klassenzimmer geräumt zu haben. Wir wollen den planmäßigen Schulbeginn um acht Uhr natürlich nicht stören. Wir frühstücken, verpacken unsere Ausrüstung und verabschieden uns vom Direktor in aller Höflichkeit.

Als wir das Ausgangstor der Schule durchschreiten und auf unsere Fahrzeuge zugehen, sehe ich aus dem Augenwinkel, wie sich etwa zwanzig Knabengesichter im Türrahmen zu dem Klassenraum, in dem ich geschlafen hatte, über einander stapeln und höre von hinten: „eff, ar, i, i, di, oh, emm“. Meine Hausaufgabe wurde mir als Abschiedsgeschenk mit auf den Weg gegeben: „Freedom“! Für diese Menschen habe ich wirklich Hoffnung.

Unsere heutige Tour führt uns aus dem Wakhan-Zipfel wieder heraus und nach Eshkeshem zurück. Gut einhundert Kilometer liegen vor uns, allerdings auf uns bekannten Wegen. Als wir in Eshkeshem ankommen, müssen wir uns erst mal um unsere Logistik kümmern. Wir tanken mit US Dollar, brauchen eine neue Gasflasche zum Kochen, lassen zwei defekte Reifen auf Dichtigkeit prüfen und einen Keilriemen ersetzen. Damit waren wir an diesem Tag mit etwa einhundertundfünfzig US Dollar der absolute Großkunde auf dem lokalen Markt.

Von unserem dänischen MOT 3, das zeitgleich im Raum aber auf dem Rückweg nach Feyzabad ist, erfahren wir, dass Oberst Narat Aslam, der Kommandeur der afghanischen Grenzpolizei in diesen Distrikten, ein Gespräch mit mir sucht, und wir deshalb über Nacht unbedingt in Eshkeshem verbleiben sollen. Das trifft sich mit meinen Plänen, denn in seinen Distrikten wollen wir vier Wochen später eine militärische Aktion gegen illegalen Grenzverkehr, Schmuggler und die Taliban starten. Und da er selbst einer der Könige der Grenzschnuggler ist, will ich ihm einen klar umrissenen Zeitrahmen vorschlagen, in dem er seine von uns ungestörten Aktivitäten abwickeln kann, ohne Beschlagnahme zu fürchten. Dafür kann ich mir in der restlichen Zeit seiner absoluten Loyalität und der Gefolgschaft seiner ganzen Grenzpolizei absolut sicher sein.

Wir treffen uns noch am gleichen Abend und führen ein einstündiges, wirklich sehr positives Gespräch, das die Grundlage unserer weiteren Planung ist. Zum Abschied schenke ich ihm noch ein ISAF-Radio.

Wenn man an diesem fünf Minuten kurbelt, hat man genug Strom produziert, um circa eine dreiviertel Stunde Radio hören zu können. So eine Errungenschaft ist auch für einen Kommandeur der Bedeutung eines Narat Aslam eine Auszeichnung und Ehre.

Am nächsten Morgen überraschen mich meine Kraftfahrer mit einer technischen Hiobsbotschaft. Einer unserer Geländewagen vom Typ Wolf hat einen kombinierten Keilriemen- und Lichtmaschinenschaden. Der örtliche Markt hat Toyota- und Mitsubishi- Ersatzteile, aber nichts für einen Mercedes. So eine Automarke kann sich hier im Umkreis von tausend Kilometern keiner leisten.

Wenn wir uns jetzt aus dem Lager abholen lassen, müssen ein Instandsetzungsteam (2), ein beweglicher Arzttrupp (4) und ein MOLT (12) über gut einhundert Kilometer und damit anderthalb Tage anreisen. Ich entschieße mich daher, einen afghanischen Kamas-LKW für 600 US Dollar zu mieten, um den ausgefallenen Wolf nach Hause zu bringen.

Das ist deutlich preiswerter und spart einen Tag Zeit!

Der angemietete LKW würde wahrscheinlich niemals eine deutsche TÜV-Prüfung überstehen, denn sein Lenkungsspiel beträgt 10 Zentimeter zu jeder Seite, im Profil gibt es handtellergroße Ausbrüche bis auf die Karkasse, und die Stoßdämpfer sind außer Funktion. Er ist nur in der Lage, maximal 10-15 km/h zu leisten. Wir akzeptieren und starten. Nach nur 30 Kilometer ist ein Achslager gebrochen, doch zu unserer großen Verwunderung reparieren der Fahrer und sein Begleiter den Schaden innerhalb von neunzig Minuten.

Außer, dass wir in Varduj unmittelbar neben der Fahrspur noch eine scharfe Schmetterlingsmine entdeckten, verlief unsere Rückreise relativ störungsfrei.

Nach 14 Stunden für ungefähr 100 Km kamen wir alle in Feyzabad wohlbehalten an.

Ich war ganz schön durchgeschüttelt, und die Strapazen von außergewöhnlichen Übernachtungen und erlebnisreichen Tagen waren nicht spurlos an mir vorbeigegangen.

Aber bei aller militärischen Auftragslage hatte ich Momente erlebt und Gegenden betreten – für die ich einfach nur dankbar bin!!



Die „funny Bridge“



Unser mobiles WC

In Eshkeshem



Im Distrikt Wakhan

